

## II.

# Begner der Sprachreinigung.

## Gildemeister.

Daß dem so frisch aufblühenden, überall mit so warmer Teilnahme begrüßten jungen Vereine auch Angriffe nicht erspart bleiben würden, war voraussehen. Gibt es doch noch immer genug Leute in unserem Vaterlande, welche die Fremdwörter für etwas besonders Feines ansehen — sie klingen ja so „gebildet“ —, oder die doch wenigstens von Jugend auf sich so an den Gebrauch derselben gewöhnt haben, daß sie nicht davon lassen wollen; und auch mancher, der es wohl erkennt, daß ihm ein Jopf im Nacken hängt, kann sich doch nicht entschließen ihn abzuschneiden: es ist ein gar so lieber alter Jopf!

Als Begner der Sprachreinigung sind in jüngster Zeit namentlich vier Männer aufgetreten: Otto Gildemeister, Herman Grimm, Gustav Rümelin und Hans Delbrück. Gildemeister hat in Rodenbergs deutscher Rundschau (1886 Bd. 48 S. 95—116) einen längeren Aufsatz veröffentlicht unter der Aufschrift: „Der Kampf gegen die Fremdwörter“; Grimm in demselben Jahrgange der Rundschau (S. 301—305) eine kürzere Abhandlung: „Die Bereicherung der deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter. Ein Essay.“ Rümelin bekämpft die Sprachreinigungsbewegung in einer bei der akademischen Preisverteilung zu Tübingen gehaltenen und bei Mohr in Freiburg 1887 herausgegebenen Rede über „die Berechtigung der Fremdwörter.“ Delbrück endlich ist als Begner des Sprachvereins auf den Kampfplatz getreten in zwei kürzeren Aufsätzen, von denen der eine in den Preussischen Jahrbüchern (1887 S. 395 f.) der andere in der „Post“ vom 26. April 1887 abgedruckt ist.

Diese vier Männer sind nicht eigentliche Fachleute auf dem Gebiete der deutschen Sprache: Gildemeister ist Rechtsgelehrter und geistvoller Übersetzer, Grimm Kunstgelehrter und Romanschriftsteller, Rümelin Rechtsgelehrter und Statistiker, Delbrück Geschichtsforscher —, aber wenn sie auch nicht Sprachforscher von Fach sind, so sind es doch hoch angesehene Schriftsteller, wissenschaftlich tüchtige Männer, die sich auf ihren Arbeitsgebieten einen geachteten Namen erworben haben. Und gerade auf dem Felde der Fremdwörter hat jeder Deutsche das Recht, ja die Pflicht sich seine Meinung zu bilden; denn diese Frage geht nicht die Sprachgelehrten allein, sondern das ganze Volk an. Natürlich aber muß man verlangen, daß, wenn jemand als Schriftsteller auf irgend welchem

Gebiete auftritt, er sich vorher über den Stand der betreffenden Frage genau unterrichtet. Es wird sich zeigen, daß gerade dieses Grunderfordernis jeder wissenschaftlichen Arbeit bei den genannten vier Männern leider nicht vorhanden ist.

Jedenfalls ist es die Pflicht aller Freunde der Sprachreinigung, die Einwendungen dieser Gegner, deren Name einen so guten Klang hat, eingehend zu prüfen und sich mit denselben auseinanderzusetzen. Denn nur dann kann jemand mit voller sittlicher Überzeugung für eine Sache eintreten, wenn das, wozu innere Neigung ihn treibt, auch vor dem Richterstuhle nüchterner Verstandesbeurteilung sich als stichhaltig erweist. Ich werde im folgenden den Inhalt dieser gegnerischen Kundgebungen sachlich und unparteiisch vorführen und prüfend beurteilen, und daran eine Besprechung der Gesichtspunkte anreihen, welche die Berechtigung der Bestrebungen des Sprachvereins darthun sollen.

Die drei erstgenannten Gegner haben das gemeinsam, daß sie bei ihren Angriffen gegen die Sprachreiniger den deutschen Sprachverein selbst nicht nennen. Sie reden im allgemeinen gegen die Sprachreiniger, die Puristen, gegen die überhandnehmende Bewegung, gegen „Vereine“, welche diese Bestrebungen fördern, aber sie vermeiden es, den Sprachverein selbst zu erwähnen. Warum sie das gethan haben, entzieht sich meiner Beurteilung, daß sie aber wirklich den Sprachverein meinen, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn es giebt außer dem Sprachverein keine anderen Vereinigungen, die diese Ziele verfolgen.

Der Aufsatz Gildemeisters „Der Kampf gegen die Fremdwörter“ ist der Zeit nach der erste, aber auch nach Form und Inhalt. Er ist vorzüglich geschrieben, frisch, sprachgewandt und geistreich, ich möchte fast sagen blendend, so daß man durch die schöne Form leicht über die Mängel des Inhalts hinweggetäuscht werden könnte. Störend wirkt nur der allzuhäufige Gebrauch von Fremdwörtern; noch störender, daß diese an einigen Stellen, wie ich zeigen werde, falsch angewendet sind.

Gildemeister stellt den Grundsatz der gemäßigten Sprachreiniger an die Spitze seiner Abhandlung: „Gebrauche nie ein Fremdwort, wenn du es durch ein gutes deutsches Wort ersetzen kannst! Diese Regel erläutert er dahin: Schreibe wie ein guter Schriftsteller schreiben würde oder wende immer den besten Ausdruck an, der sich für deinen Gedanken darbietet. Trotzdem kann er sich den „gemäßigten Puristen“ nicht anschließen, weil in ihnen bei aller Mäßigung doch ein Gefühl der Feindseligkeit und Abneigung gegen die eingewanderten Fremdlinge vorwiegt. Er tadelt an ihnen, daß sie das Vermögen der Sprache überschätzen und im Grunde ihres Herzens meinen, wir könnten, wenn wir nur ernstlich wollten, ohne alles Borgen auskommen, und daß sie lehren, das Borgen sei an sich verwerflich, eine Versündigung an der nationalen Ehre.

Schon aus diesen Eingangsworten kann man das Widerspruchsvolle der Darlegung Gildemeisters erkennen: er weiß, daß die jetzigen Sprachreiniger durchaus maßvolle Ziele verfolgen, trotzdem aber wirft er ihnen vor, daß sie

„im Grunde ihres Herzens“ alle Fremdwörter ausrotten möchten. — Was giebt ihm das Recht, ihnen dies unterzuschieben?

Er setzt nun auseinander, es sei ein Irrtum zu glauben, daß die Durchsetzung unserer Sprache mit fremden Wörtern eine Eigentümlichkeit Deutschlands sei, in dieser Beziehung folge unsere Sprache nur dem Beispiele anderer Völker; allerdings seien wir vielleicht minder sparsam und minder geschmackvoll in der Verwendung erborgten Geräts als die übrigen Nationen. Diesen Gedanken sucht er durch Aufzählung französischer und englischer Fremdwörter klar zu machen (S. 96—98); er schließt ihn mit den Worten ab: „Die patriotische Entrüstung ist eine Eigentümlichkeit Deutschlands, die Sache nicht“. Wie wenig dies zutrifft, werde ich später nachweisen.

Im folgenden wirft er die Frage auf: „Wie kommt denn ein Volk überhaupt dazu, die Dinge mit Wörtern einer anderen Sprache zu benennen? Seine eigenen sind ihm doch bequemer und verständlicher!“ Er giebt die Antwort: „Das fremde Wort rückt nicht an die Stelle eines einheimischen, sondern es setzt sich fest an einem Platze, der bis dahin leer war; die fremden Wörter wandern ein mit den fremden Dingen“. Von einem Kampfe um das Dasein sei nicht die Rede, sie hätten sich festgesetzt, ohne Widerstand zu finden. Erst nachdem sie lange Zeit in unserer Mitte gewohnt, „ist in patriotischen Vereinen und in sinnreicher Abhandlung auf die Reinigung der Sprache eifrig und nachdrücklich hingewirkt worden, aber es hat wenig gefruchtet. Und das ist begreiflich genug. Die Ärzte irrten sowohl in der Diagnose als in der Wahl der Heilmittel. Sie hielten, irre geleitet durch ihren Eifer für deutsche Ehre eine durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Erscheinung an sich für krankhaft, während in der That nur ein krankhaftes Übermaß in Betracht kam“.

Man sieht aus diesen Sätzen, daß Gildemeister sich über den Begriff der Lehnwörter und entbehrlichen bez. unentbehrlichen Fremdwörter nicht klar geworden ist. Ist denn der Satz: „Die fremden Wörter wandern ein mit den fremden Dingen“ in dieser Allgemeinheit wirklich wahr? Was für ein fremdes Ding war denn z. B. der Onkel, der im 18. Jahrhundert sich in die deutsche Sprache eindrängte? War wirklich bis dahin der Platz leer gewesen? Und wie steht es mit den fremden Ausdrücken Tante, Cousine, Cousin, Neveu? Haben die Deutschen nie zu Abend gegessen, ehe das französische Souper eingeführt wurde, das übrigens aus dem deutschen „Suppe“ entlehnt ist. Und wie verhält es sich mit Wörtern wie Majorität, Minorität, Präsident, Semester, brillant, amusant, superb, délicieux, disponieren, gratulieren, motivieren u. ä.? Die Fremdwörter, welche mit fremden Dingen zu uns gekommen sind, sind zum allergrößten Teil unentbehrliche Fremdwörter oder Lehnwörter, die kein Sprachreintiger bekämpft.

In dem zweiten Abschnitte führt Gildemeister aus, wie die deutsche Sprache gezwungen gewesen sei, für die in den letzten Jahrhunderten mächtig zufließenden neuen Anschauungen Fremdwörter einzuführen, da der ihr früher eigene Umbildungs- und Aneignungstrieb seit 400 Jahren erloschen sei. (Wirklich?!)

Hierbei kommt er den „Puristen“ einige Schritte entgegen (S. 103): „Es scheint mir, daß der Deutsche neben der vorurteilslosen Empfänglichkeit für den ausländischen Bildungstoff eine üble Geschmacksrichtung hat, die vielleicht mit seinem Eiferer zusammenhängt, die Vorliebe nämlich für den Schall und Klang fremder, vorab romanischer Zungen. Nicht allein der Not gehorchend, sondern auch dem eigenen Triebe, hat er die ihm angestammte Rede mit lateinischen und französischen Brocken verbrämt, weil er eine kindliche Freude an den klangvollen und zierlichen, den feierlichen und einschmeichelnden Tönen als solchen hatte. Wie er bescheiden zu dem geistigen Gehalt und dem sachlichen Reichtum der fremden Kultur emporschaute, so blickte er bewundernd auf ihr glänzendes Kleid. Es erschien ihm stattlicher, vornehmer und geschmackvoller als das Gewand der Muttersprache. — Man gebrauchte das fremde Wort nicht bloß da, wo das heimische fehlte, sondern man drängte das eigene in die Ecke, um das fremde vorführen zu können —; schließlich gab es kaum einen Raum im Hause, ein Gerät in der Stube, ein Stück der Kleidung, ein Gericht auf dem Tische, das noch seinen ehrlichen deutschen Namen führte. Diese Verirrung, die am Schlusse des 17. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht hatte, kann man wohl erklären, aber nicht gutheißen; sie völlig zu beseitigen, — denn ansehnliche Reste haben sich bis auf unsere Tage erhalten — ist ein löbliches Bestreben.“

Mehr kann auch ein Sprachreiniger nicht behaupten. Merkwürdigerweise aber schreibt dies derselbe Mann, welcher fünf Seiten vorher uns versichert hat, daß das Fremdwort nicht an die Stelle eines einheimischen rücke, sondern sich an einem Platze festsetze, der bis dahin leer war (S. 98)!

Gildemeister geht nun auf die Thätigkeit der Sprachreinigungsgesellschaften des 17. Jahrhunderts über, welche anstatt sich auf die Bekämpfung des Fremdwörterunfugs zu beschränken, den erfolglosen Versuch gemacht hätten, die unentbehrlichen Fremdwörter „durch unverständliche und meistens schauderhafte Deutschwörter eigener Mache zu verdrängen“, ebenso wie später Campe, der „die systematische, ausnahmslose Vertilgung der Fremdwörter anstrebte“ — ein thatsächlicher Irrtum, von dem sich Gildemeister durch einen Blick in die Vorrede zu dem Campe'schen Verdeutschungswörterbuch leicht überzeugen kann. An einigen Beispielen sucht er nun darzuthun, daß gewisse Fremdwörter durch deutsche Ersatzwörter nicht vollständig gedeckt werden, wie Drama durch Schauspiel, Tragödie durch Trauerspiel u. a. Aber wenn wirklich in manchen Verbindungen Drama nicht durch Schauspiel wiedergegeben werden darf, — warum sollen wir das Fremdwort in den übrigen, weitaus meisten Fällen gebrauchen?

Im 3. Abschnitte bespricht er die Wirksamkeit des Staates in Bezug auf Sprachreinigung. Der Staat kann von allen Sprachreinigungsunternehmern am besten wirken, er braucht nur zu befehlen. Gildemeister erkennt gerne an, daß bereits viel geschehen sei. „Das löbliche Bestreben der deutschen Gesetzgeber und mancher Behörden, sich thunlichst mit deutschen technischen Ausdrücken zu

behelfen, hat zu der Erfahrung geführt, daß es recht wohl geht. Man könnte dreist noch weiter gehen und in organischen Gesetzen auch auf die deutsche Benennung der Beamten und Behörden hinwirken. — Der Staat hat viele überflüssige Verwelschungen auf dem Gewissen und die Zeit ist günstig für Minderung der alten Schuld — er braucht nur zu befehlen.“ Ganz besonders rügt er die „hohe Schuldenlast, die der Kriegsdienst aufgehäuft hat“ und spricht den Wunsch aus, daß der deutsche Offizierstand, der in anderen Beziehungen eine stolze Zierde des Vaterlandes ist, auch im Punkte der Sprache der Höhe sich etwas mehr nähere.“ (S. 107).

Alles das sind Zugeständnisse für die Sache der Sprachreinigung, die man nach dem Anfange seiner Auseinandersetzungen nimmermehr erwartet hätte, und die seinen früheren Behauptungen von der Unerseßlichkeit der Fremdwörter geradezu ins Gesicht schlagen.

In dem letzten Abschnitte wirft er die Frage auf, wie unsere Muster und Meister sich der Fremdwortfrage gegenüber verhalten haben. „Wenn irgendwo Autoritäten gelten, so gelten sie auf diesem Gebiete“. Er findet, daß Lessing und Lichtenberg, Kant und Herder, Goethe und Schiller, Schelling und Humboldt, Gutz und Heine, Schopenhauer und Strauß keine Puristen im Sinne Campes waren. — Ganz gewiß, aber auch keine Vertreter einer charakterlosen Wortmengerei, obgleich sie zu einer Zeit lebten, wo die öffentliche Meinung sich noch nicht gegen die Fremdwörter erklärt hatte. Lessing wendet sich lange vor Campe mit voller Entschiedenheit gegen die Einnengung fremder Ausdrücke bei Wieland; er hat den trefflichen Ausspruch gethan: „Solche französischen Wörter, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist.“ Herder greift Klotz heftig an wegen seiner „Sprachenmischung“ (vergl. mein Wörterbuch von Verdeutschungen S. 36) und verlangt in seinen Gedanken über eine Akademie der deutschen Sprache, daß unsere Sprache ihrem Bau und inneren Wesen nach sich rein und unvermischt erhalte, daß die Mitglieder der Akademie in ihren Schriften Muster der Reinigkeit, Stärke und jener ungekünstelten Einfachheit seien, die unsere Nation am besten kleide (Zeitschrift des Allg. D. Sprachvereins Band 1. S. 119). Und wenn auch Goethe und Schiller ärgerlich waren über den übertriebenen Reinigungseifer Campes, so erkannten sie doch den berechtigten Kern dieses Strebens thatsächlich an, indem sie in ihren späteren Werken weit weniger Fremdwörter anwendeten als vor dem Auftreten Campes (vergl. Kehrein Fremdwörterbuch Vorrede S. 5 f. und namentlich einen vor kurzem in der Vossischen Zeitung erschienenen Aufsatz von Ludw. Bellermann Aus Schillers Dichterwerkstatt). Ferner, wenn Schelling, Schopenhauer und Strauß in ihrer Darstellungsweise genießbarer sind als andere Philosophen, liegt das nicht darin, daß sie mit der althergebrachten, steifleinernen Gelehrtensprache nichts gemein haben? Außerdem scheint es mir doch, als ob Heine in seinen ersten Dichtungen, wie jeder echte Dichter, sich von Fremdwörtern völlig freihalte; oder will etwa Gildemeister die vor kurzem veröffentlichten Lebenserinnerungen Heines,

die allerdings ein klägliches Französisch-Deutsch aufweisen, als Muster der Darstellung betrachtet wissen? Von Lichtenberg giebt es einen Ausspruch, der von den Freunden der Fremdwörterei beherzigt zu werden verdient: „Keine Nation fühlt so sehr als die deutsche den Wert anderer Nationen und wird leider von den meisten Nationen wenig geachtet. Mich dünkt, die anderen Nationen haben Recht: eine Nation, die allen gefallen will, verdient von allen verachtet zu werden. Der Charakter der Deutschen ist in zwei Worten Virgils patriam fugimus enthalten“. Übrigens vernimme ich unter den „Mustern und Meistern“ die Vertreter der alten Zeit. Wie halten es Nibelungenlied und Gudrun, Walthar von der Vogelweide und die großen Epiker des Mittelalters mit der Sprachreinheit? wie vor allen Luther? Und warum erwähnt Gildemeister nicht Klopstock und Arndt, Fichte und Uhland? Alle diese Meister vergangener Zeit, wenn wir von den jetzt lebenden — ich erinnere nur an Gustav Freytag — absehen sollen, verschmähen in richtigem Stilgefühl das entbehrliche Fremdwort, weil es gegen den guten Geschmack verstößt; und je empfindlicher unser Geschmack mit dem Aufschwunge des deutschen Geistes und der Hebung unseres Nationalgefühls geworden ist, um so strenger müssen die jetzigen Anforderungen sein. Gildemeister sagt selbst sehr richtig, jede Zeit müsse nach sich selbst beurteilt werden, weil Sitte und Sprache im Laufe der Zeit sich ändern. Das gilt insbesondere von der Gegenwart. Wenn Schiller und Goethe sich gegenüber jenen nur von einzelnen Männern ausgehenden Sprachreinigungsbestrebungen so fügsam erwiesen haben, wie viel mehr würden sie sich jetzt einer Bewegung anschließen, die aus dem Herzen des Volkes entsprungen durch das ganze Volk hindurchgeht. Ein Schriftsteller muß die Stimme seiner Zeit verstehen, wenn er auf sie wirken will.

Im folgenden giebt Gildemeister die Fälle an, in welchen nach seiner Meinung das Fremdwort zulässig ist, nämlich 1) bei dem gänzlichen Fehlen eines Begriffes und 2) bei dem „Fehlen einer bestimmten Nuance des auch im Deutschen vorhandenen Begriffes“ (S. 110). Im ersten Falle fügen sich, wie er meint, auch „strenge Puristen“ in das Unvermeidliche; in dem anderen aber „finden oder erfinden sie deutsche Wörter, die ungefähr etwas Ähnliches besagen, und meinen nun, das fremde sei entbehrlich.“ Er klagt über die Stumpfheit derer, welche keinen Unterschied merken zwischen bigott und scheinheilig, devot und unterthänig, frivol und leichtfertig, galant und höflich, Eleganz und Zierlichkeit u. s. w. — Mit vollem Rechte, nur liegt die Stumpfheit nicht auf seiten der Sprachreiner; denn diese verlangen gar nicht, daß in jedem Falle gerade diese deutschen Ausdrücke für die genannten Fremdwörter eintreten sollen. Bigott kann auch frömmelnd oder strenggläubig oder blindgläubig sein; devot kann demütig, ergeben, aber auch unterwürfig, kriechend sein; galant ist nicht nur höflich, sondern auch gefällig, artig, fein, weltmännisch, zuvorkommend, aufmerksam, ritterlich; frivol ist keineswegs nur leichtfertig, sondern auch eitel, gehaltlos, schlüpfrig, auch mutwillig, vermessen; Eleganz wird nur selten durch Zierlichkeit wiederzugeben sein; weit häufiger bedeutet es Feinheit, Vornehmheit,

Schönheit, Gewähltheit, Anmut, Geschmack. Wie verkehrt das Verlangen ist, daß fremdsprachliche Ausdrücke im Deutschen durch ein einziges Wort vollständig wiedergegeben werden, darüber werde ich später ausführlicher zu sprechen haben.

Über das Verhältnis des Fremdwortes zum deutschen Ausdrucke stellt Gildemeister den Satz auf (S. 111), daß die deutsche Sprache in niederen und mittleren Begriffskreisen dem fremden, in höheren dem vaterländischen Worte den Vorrang des Adels verleihe. Diner und Souper seien vornehmer als Mittagsessen und Abendbrot, das christliche Sacrament aber könnten wir nicht wie die Engländer the Lord's supper nennen; fauteuils ständen im irdischen Salon, im Göttersaale aber goldene Stühle; „Noblesse“ der Erscheinung bezeichne aristokratisches Gepräge, „Adel“ der Erscheinung drücke sittliche Hoheit aus; generös könne man schon bei dem Spenden von Trinkgeldern sein, großmütig zu sein koste größere Opfer. Das ist ganz richtig, aber daraus folgt keineswegs, wie er anzunehmen scheint, die Unentbehrlichkeit dieser Fremdausdrücke. Für fauteuil sagen wir gut deutsch Lehnstuhl, Lehnstuhl, Armstuhl oder bloß Sessel, für Noblesse der Erscheinung „Vornehmheit“, für generös „freigebig“. Und denselben Einwand haben wir ihm zu machen, wenn er S. 112 als besonderen Vorzug der Fremdwörter rühmt, daß sie die Möglichkeit geben, anstößige Dinge ohne Erröten auszusprechen. Gibt es denn nicht auch im Deutschen „verhüllende“ Ausdrücke? Wenn man z. B. in Dresden öffentliche „Bedürfnisanstalten“ errichtet hat, so scheint mir dieser Ausdruck weniger anstößig als das sonst übliche Fremdwort. Wenn man nach allen diesen Gesichtspunkten die Fremdwörter auf ihre Entbehrlichkeit prüfen wollte, fährt Gildemeister fort, so würde man erstaunen, wie gering die Zahl derjenigen ist, die ohne alles Bedenken zu opfern wären (S. 113). Er hat leider vergessen, daß er Seite 103 von „ansehnlichen Resten“ entbehrlicher Fremdwörter gesprochen hat, die sich „bis auf unsere Tage erhalten haben.“ Dabei macht er aber eine sehr richtige Bemerkung: „Wenn man ein Fremdwort unter Umständen zuläßt, giebt man ihm noch keineswegs allgemeine Berechtigung. Immer und überall soll man es abweisen, wenn es sich da, wohin es nicht gehört, eindringen will. Und in diesem Punkte könnte allerdings der gute Geschmack unter uns strenger sein. Im literarischen Vortrage fangen wir an, auf Reinheit des Ausdruckes mehr zu achten; Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hôtel für Gasthof, Bouteille für Flasche und fourchette für Gabel schreiben, gehören nicht mehr zur guten Gesellschaft. Wörter wie Déjeuner, fauteuil, Cousin u. a. ziehen sich mehr und mehr aus der schriftlichen in die Umgangssprache zurück —.“ Das ist sehr gut gesprochen, er hat aber wieder vergessen, daß er selbst zwei Seiten vorher „fauteuil“ im „irdischen Salon“ als „Nuance“ im Gegensatz zu den goldenen Stühlen im Göttersaale angeführt hat. „Ein Fortschritt zum Besseren“, so heißt es weiter, „scheint mir unverkennbar, und was die Hauptsache ist, dieser Fortschritt ist spontan, eine Frucht des empfindlicher gewordenen Geschmackes, nicht eines deutschtümehnden Terrorismus.“ Das letztere ist allerdings wahr. Denn wer hätte auch die Macht, die Verehrer der

fremdwörterei durch Schrecken von ihrer Geschmacksverirrung abzubringen. Wenn aber der Fortschritt in der Sache selbst begründet ist, warum stemmt sich Bildemeister dagegen? Er warnt vor Übertreibung, die jeder guten Sache schade. „Deutschlands Ehre und Würde, ins Feld geführt gegen französische „Menus“ und französische Pappschachtel-Etiketten, ist ein Beispiel solcher schädlichen Übertreibung.“ (Handelt es sich um nichts weiter als um Tischkarten und Schachtel-Aufschriften?!) „Andere Nationen sehen keine Erniedrigung darin, wenn ihre Sportsmänner englisch, ihre Frauenschneider und Köche französisch, ihre Concertmeister italienisch sagen, was in der Landessprache unsagbar ist.“ Dem stimmen auch die Sprachreiniger zu, wenn es eben wirklich „unsagbar“ ist. Fremdwörter zur Bezeichnung von Begriffen, die in der eigenen Sprache nicht ausgedrückt werden können, sind unentbehrlich und diese werden nicht bekämpft. Die Verdeutschung der Speisekarte findet keine Gnade vor seinen Augen; er hat „immer gefunden, daß Gesellschaften, denen man eine verdeutschte Speisekarte vorlegte, die Sache als einen Spaß behandelten.“ Sollte man wirklich bei dem Festmahle zu Ehren des deutschen Kronprinzen im Gürzenich zu Köln 1875, bei dem großen Reichsfestessen in Berlin 1876, bei dem durch die Anwesenheit des Kaisers und vieler Fürsten ausgezeichneten großen Essen zur Einweihung des Kölner Domes 1880, bei dem Kaisermahle in Frankfurt a. M. im Herbst 1883, bei dem Gastmahle, welches dem Könige von Sachsen in Leipzig bei seinem Besuche der Kochkunst-Ausstellung gegeben wurde, — sollte man sich wirklich bei diesen festlichen Gelegenheiten mit so erlauchten Gästen einen Scherz erlaubt haben? Bei allen diesen Festessen sind nämlich deutsche Tischkarten aufgelegt worden.\*)

In einem Punkte stimmt Bildemeister selbst mit dem „unerbittlichsten Puristen“ überein: es erscheint ihm durchaus verwerflich, ja geradezu scheußlich, wenn das Fremdwort in die lediglich constructiven Teile des Satzbaues eindringt,\*\*) wie „eine Politik à la Bismarck“, „vis-à-vis von Mainz“, „eine Million per Woche“. Er nennt dies eine Geschmacksroheit, eine Versündigung an der Sprache. Gewiß mit vollem Rechte, aber ist vis-à-vis wirklich so viel schlimmer als die vielen entbehrlichen Fremdausdrücke, die er selbst gebraucht,

\*) Bei dem Kölner Domfeste z. B. lautete die Tischkarte folgendermaßen: „Kaviar. Venetianischer Salat. Klare Suppe, Hühnersuppe. Kleines Fleisch in Muscheln. Steinbutt mit Erdschwämmen. Schinken in Madeira. Fasanen und Sauerkraut. Kleine Erbsen mit Zunge und geräuchertem Lachs. Gänseleber mit Trüffeln. Getrüffeltes Kapaune. Rehziemer. Eingemachtes Obst, Salat. Seekrebse. Eis, Früchte und Nachtisch. Aufsätze, Kaffee.“ Der Speisezettel bei dem Königessen der Kochkunst-Ausstellung in Leipzig hatte folgenden Wortlaut: „Fleischbrühe in Tassen mit Pasteten. Rindslende am Spieß mit jungem Gemüse. Forellen blau mit frischer Butter. Rehcotelettes mit Trüffeln. Meher Hühner, Zuckerfrüchte, Salat. Frucht-Aufsätze, Nachtisch.“ Klingt das wirklich so scherzhaft? Die Unsitte, französische „Menus“ aufzulegen, ist noch gar nicht so alt. Den Anfang dazu machte im 17. Jahrhundert der Kurfürstliche Hof in Hannover; weiter verbreitet wurde sie erst im 18. Jahrhundert.

\*\*) Soll wohl heißen „des Satzes“; constructive Teile sind Bauteile, „Bauteile des Satzbaues“ wäre eine häßliche Doppelsetzung. Die bösen Fremdwörter!

z. B. „recipiertes“ Fremdwort (S. 100), oder der moderne Staat mit seinen „Dikasterien“ (S. 102) u. a.?

Am Schlusse seines Aufsatzes entwickelt er den Gedanken, daß unsere Sprache nicht so sehr durch ausländischen Glitter, wie „durch Mißachtung ihrer eigenen organischen Gesetze, ihrer Syntax, ihrer Grammatik, ihres naturgemäßen Periodenbaues“ leide. Er rügt Fehler wie „das Verhältnis, was bestand,“ stattgefundenen Aufführungen, Kälter wie im Sommer, ein Mann von gutem, natürlichem Verstande, statt gutem, natürlichem Verstande [besser ist doch wohl: gutem natürlichem Verstande, ohne dazwischen tretendes Satzzeichen; gemeint ist ein natürlicher Verstand von guter Beschaffenheit] u. a. Die „ärzsten Sünder“ sind nach ihm die Zeitungsschreiber, welche die größten Schmitzer machen; die Entschuldigung mit Mangel an Zeit läßt er nicht gelten, derartige Fehler dürfe man auch im Schlafe nicht machen. Endlich weist er noch auf die neuerdings mehr in Gebrauch kommenden widerwärtigen „Wortzusammenballungen“ hin, wie „Inangriffnahme, Außerachtlassung“.

Auch hierin wird man ihm gerne beistimmen, aber zugleich ihm entgegen, daß gerade das, was er wünscht, von dem Sprachverein besonders angestrebt wird, welcher nicht bloß die Bekämpfung des fremden Unwesens, sondern ebenso auch die Pflege der Muttersprache in der von ihm geforderten Weise sich zur Aufgabe gestellt hat. Gildemeister schließt mit den sehr bezeichnenden Worten: „Die Fremdwörterseuche ist nicht das größte Übel; nun kann man freilich sagen, sie sei immerhin ein Übel und deshalb zu bekämpfen. Dagegen hätte ich unter den angegebenen Vorbehalten an sich nichts einzuwenden; nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet, die Aufmerksamkeit von den tiefer sitzenden Schäden ablenken... möchte“. Wenn es aber wirklich eine Seuche, mindestens ein Übel ist, warum soll es da nicht gerechtfertigt sein, dagegen anzukämpfen? Das eine thun und das andere nicht lassen — scheint mir die richtige Folgerung aus den Sätzen Gildemeisters. Daß übrigens seine Besorgnis vollständig unbegründet ist, davon hätte er sich leicht selbst überzeugen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, die Satzungen des Sprachvereins und die ersten Nummern der Vereins-Zeitschrift durchzusehen. Leider kennt er aber die Sache, über die er schreibt, nicht genau und hat sich selbst nicht klar genug gemacht, was er eigentlich will.

So wird es erklärlich, daß manche, die seinen Aufsatz gelesen hatten, der Meinung waren, er gehöre zu den Fürsprechern der Sprachreinigung. In der That möchte man dies glauben, wenn man die Behauptung liest, daß Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hôtel für Gasthof, Bouteille für Flasche schreiben, nicht mehr zur guten Gesellschaft gehören. So weit gehen selbst eingefleischte Sprachreiniger nicht: soll man etwa Rümelin von der guten Gesellschaft ausschließen, der diese drei Wörter unter den unentbehrlichen Fremdwörtern mit aufführt? Die Unklarheit über den Stoff führt Gildemeister, wie wir schon an einigen Stellen gesehen haben, zu zahlreichen Widersprüchen. Er erkennt an, daß die jetzigen Sprachreiniger gemäßigter seien, — und behauptet doch, sie

wollten alles Fremde vertilgen. Er setzt uns gelehrt auseinander, daß die Fremdwörter (nicht bloß die unentbehrlichen) mit fremden Dingen eingewandert seien, und nicht etwa die Stelle eines einheimischen Wortes eingenommen haben, — und versichert uns daneben, daß die einheimischen Wörter in die Ecke gedrängt worden seien, und daß der Staat viele unnötige Verwelschungen auf dem Gewissen habe. Er tadelt die Sprachreiniger, daß sie eine durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Thatsache fälschlich für eine Krankheit hielten, und spricht am Schlusse selbst von einer Fremdwörterseuche, die wenn auch nicht das schlimmste Übel, doch immerhin ein Übel sei. Er spöttelt über die „sinnreichen Abhandlungen“ der Sprachreiniger und schreibt selbst eine sinnreiche Abhandlung über Fremdwörter. Er nennt es eine Pflicht des Staates und der Heeresverwaltung, die alte Schuld der Sprachverwelschung wieder gut zu machen, und tadelt diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, Staat und Heeresverwaltung und das ganze Volk an diese Ehrenpflicht gegen die Muttersprache zu mahnen.

Wenn wir aus den widerspruchsvollen Äußerungen Gildemeisters den eigentlichen Kern herauschälen wollen, so werden wir etwa zu folgenden Sätzen gelangen, in denen er von dem Standpunkte des Sprachvereins abweicht: 1) Der Kampf gegen die Fremdwörter ist nicht eine nationale Pflicht. 2) Auch andere Sprachen haben ihre Fremdwörter, denn diese sind eine notwendige Folge geschichtlicher Entwicklung. 3) Die deutsche Sprache ist zu arm, um alle wünschenswerten Begriffsunterschiede auszudrücken, sie ist nicht mehr fähig, neue Ersatzwörter zu schaffen. 4) Die großen Schriftsteller früherer Zeit gebrauchen auch Fremdwörter. 5) Die Fremdwörterseuche ist zwar ein Übel, aber dieses ist nicht so schlimm, wie es gemacht wird.

Wir werden später noch Gelegenheit haben, diese Sätze etwas genauer zu prüfen. Gehen wir einstweilen zu unserem zweiten Gegner über.

